

Klaus Meiß:

Individualität und Gemeinschaft – eine Einladung zur Zeitreise

Einleitung

Individualität bezeichnet das „Unteilbare“ und meint bezogen auf Menschen, dass die Einzelnen sich von anderen unterscheiden. Heute scheint es in unserer europäischen Gesellschaft wichtig, das Unterscheidende und Besondere zu betonen. Dies zeigt sich sowohl in modischen Selbstinszenierungen (z. B. Frisur, Kleidung, Hobbys), das zeigt sich aber auch in pädagogischen Leitmotiven, das Besondere eines Kindes zu fördern und nicht zu beschränken.

Die Hochschätzung der Individualität finden wir heute nicht überall so und sie zeigt auch in unserer Region als Teil einer Entwicklung, die nicht immer so war und die vermutlich nicht so bleiben wird. Wir leben in einer Gesellschaft, in der wir uns solche Positionierungen leisten können. Anderswo und zu anderen Zeiten erfordert das Leben ein stärkeres Maß an Füreinander und Miteinander.

Ich lade die Leser zu einer kleinen Zeitreise ein, in der wir typische Lebensentwürfe einzelner anschauen, um so vielleicht unsere eigene Besonderheit zu begreifen.

Antike

Altes Testament: David

Wir beginnen unsere Zeitreise im AT, das den Menschen als Geschöpf nach dem Ebenbild Gottes (Gen 1,26f.) und zugleich als Sünder und Brüdermörder (Gen 3-4) beschreibt. Menschen sind als Frauen und Männer Gemeinschaftswesen, die von Gott her ins Leben gerufen sind, den Auftrag die Schöpfung „zu bebauen und zu bewahren“ und zum „Miteinander“ haben. An diesem Miteinander kommen sie immer wieder an Grenzen, werden schuldig und erfahren Gottes Barmherzigkeit.

David (vermutlich um 1000 v. Chr.) wird als „Mann nach dem Herzen Gottes“ bezeichnet. Seine Gestalt zeigt die Widersprüchlichkeit zwischen Größe und Niedrigkeit des Menschen eindrücklich. In seiner Jugend arbeitet David als Hirte und weidet die Herden der Familie, die er vor wilden Tieren beschützt (1.Sam 17,34f.). Später tritt er in den Dienst des Königs Saul (1.Sam 16,21f.) und wehrt die Angriffe der Philister ab. Als Saul die Gunst Gottes verliert, fällt Gottes Segen für alle sichtbar auf Sauls Waffenträger David, der bald von Saul als Konkurrent empfunden und verfolgt wird. In dieser Zeit lebt David auf der Flucht und zieht Mitstreiter an (1.Sam 22,2). Gegen Saul unternimmt er nichts (1.Sam 24,5-7), bis dieser in einer Schlacht getötet wird. Dann lässt er sich zum König machen. Gott gibt David Erfolg vor Feinden, aber immer wieder muss er sich auch mit Aufständen auseinandersetzen – selbst aus seinem engsten Familienkreis (Absalom; 2.Sam 15-19).

David zeigt auch erschreckende Züge, wenn er bewusst mit der Frau Urias die Ehe bricht und den betrogenen Ehemann in eine lebensgefährliche Situation schicken lässt, die zu dessen Tod führen soll und führt (2.Sam 11). Als der Prophet Nathan ihm Gottes Gerichtsbotschaft mitteilt, bekennt er offen seine Schuld (2.Sam 12,13): „Ich habe gesündigt vor dem HERRN.“ Der im Ehebruch gezeugte Sohn stirbt, aber ein anderer Sohn mit Bathseba wird sein Nachfolger als König. Wieso nimmt Gott ihm nicht das Königtum wie Saul? Wieso bleibt David ein Mann nach dem Herzen Gottes? Eine wirkliche Antwort gibt die Überlieferung nicht. Am ehesten kann seine bedingungslose Liebe zu Gott und sein Vertrauen in Gottes Barmherzigkeit vielleicht etwas erklären. David weiß um seine eigene Unwürdigkeit und preist Gottes Größe (2.Sam 7,18), er bekennt seine Schuld (12,13) und weiß um Gottes Wirken in seinem Leben (22,2-4). So liegen gerade bei David Größe und Niedrigkeit beieinander.

Bezeichnend für seine Beziehung zu Gott sind auch all die Psalmen, die dem König David zugeschrieben werden. Immer wieder drehen sich seine Gedanken um die Beziehung zu Gott und sein Verhalten zur Welt. Am berühmtesten ist vermutlich Ps 23, indem Gott mit einem guten Hirten verglichen wirst, der sich kümmert.

Griechische Antike: Sokrates

Um 1000 erscheint das antike Griechenland als Netzwerk von Stadtstaaten („polis“), von denen Sparta und Athen die berühmtesten sind. Das Idealbild der Griechen stellt der freie, männliche Bürger dar, der nach Lust, Ehre und Erkenntnis strebt. Frauen, Handwerker und Sklaven sind nicht Teil dieses Bildes. Sie haben dafür zu sorgen, dass die kleine männliche und freie Elite ihre geistigen Ziele verfolgen kann. Aristoteles (384-322 v.Chr.) bezeichnet den Menschen als „Lebewesen der Polisgemeinschaft“ (griech. „*zoon politikon*“), gemeint ist dabei der genannte männliche Personenkreis.

Dahinter steht die Vorstellung, dass die freien Männer nach Erkenntnis und Ehre streben. Während das Streben nach Erkenntnis die meisten überfordere, sollten sich die anderen für das Leben in der Polis engagieren, was er mit dem Streben nach Ehre gleichsetzt und oft genug auch militärisch verstanden wird.

Die Gestalt des Sokrates (469-399 v.Chr.) illustriert das Ideal eines freien Bürgers, der allein nach Erkenntnis strebt und alle Menschen, denen er begegnet, in Lehrgespräche verwickelt und sie zu eigenem Erkennen führt. Sein Erkenntnistreben verbindet er also mit dem Einsatz für die Polisgemeinschaft. Bescheiden nennt er sich ein „Freund der Weisheit“ (daher „Philosoph“) und bekennt immer wieder: „Ich weiß, dass ich nichts weiß.“ Sokrates versteht sich dabei nur insofern als Lehrer, als er anderen beim Erkennen durch geschickte Fragen begleitet. Seine Methode bezeichnet er als „Maieutik“ (zu dt. Hebammenkunst): Wie eine Hebamme eine Frau beim Gebären ihres Kindes unterstützt, hilft ein Lehrender seinem Schüler beim Erkennen.

Sokrates arbeitet also nicht in einem Labor oder einer Studierstube, wo er seine Gedanken zu Papier bringt, sondern er lebt auf dem Markt, geht mitten unter die Menschen und entwickelt im Dialog mit ihnen und durch sie seine Lehren. So geschieht seine Denkarbeit im öffentlichen Raum, ist für alle transparent. Das gefällt den Mächtigen in Athen nicht, sie klagen ihn an wegen „Verführung der Jugend“. Eigenes Denken war schon in der athenischen Sklavenhaltergesellschaft gefährlich.

Hellenismus: Zenon und Epikur

Um 300 v.Chr. werden die griechischen Städte von Großreichen überrollt und vereinnahmt, die griechische Vorstellungen mit orientalischen verbinden. In diesen Weltreichen haben immer weniger Menschen Einfluss auf die Politik, der Horizont wendet sich bei vielen von der Polisgemeinschaft auf private Lebenserfüllung: Philosophische Bewegungen entstehen, die auf Bildung setzen und nach einem erfüllten Leben suchen. Zwei von ihnen betrachten wir kurz, weil sie völlig entgegengesetzte und zugleich ähnliche Ziele propagieren.

Epikur (341-272 v.Chr.) erteilt angesichts der politischen Umbrüche politischer Betätigung bewusst eine Absage und formuliert die Lust als Prinzip seiner Ethik: Jedes Lebewesen strebe nach Lust und meide den Schmerz. Wenn elementare Bedürfnisse durch Vermeidung von Hunger und Durst gestillt seien, sei das Ziel erreicht. Das Glück („*eudaimonia*“) wird durch Seelenruhe („*ataraxia*“) beschrieben.

Folgenreich ist seine Vorstellung, dass die Götter in das Weltgeschehen nicht eingreifen. Von ihrer Existenz ist er fest überzeugt, aber die Götter führten eine glückselige Existenz und kümmerten sich daher nicht um die Menschen, denn das würde ihr Glück stören. Seine Göttervorstellung dient ihm gleichsam als Ideal für die Menschen, die sich an ihnen orientieren. Auch sein Weltbild hat nur eine (männliche) Elite im Blick, die auf Kosten von Frauen, Handwerkern und Sklaven leben.

Populär ist heute die Vorstellung von der Genussfreudigkeit der Epikureer, die ihr Leben nicht nur in Arbeit aufgehen lassen.

Vordenker der Stoa ist Zenon (333-262 v.Chr.), für ihn ist das tugendhafte Leben erstrebenswert. Der Weise müsse sich mühen, seine Affekte zu kontrollieren, indem er zur Freiheit von den Leidenschaften („*apatheia*“) gelangt, Selbstgenügsamkeit („*autarkia*“) übt und zur Unerschütterlichkeit („*ataraxia*“) findet. Darum bemüht sich der Stoiker ein Leben lang.

Die Stoa möchte die ganze Welt durch ein universales Prinzip erfassen, daher bezieht sie alle Menschen in ihre Weltanschauung ein und entdeckt so einen ersten Begriff von Humanität, in der gemeinsame Rechte aller Menschen in den Blick genommen werden. Die Stoa sucht nach Ganzheitlichkeit, in Gott sehen Stoiker die schöpferische Kraft des Universums, die alles hervorbringt und leitet. In der Welt gehe es zweckmäßig und planvoll zu. Deshalb komme es beim Menschen darauf an, sich auf das Geschehene einzulassen, mit der Natur mitzuleben und so zur Glückseligkeit zu gelangen.

Römische Republik: Cicero

Auch die römische Gesellschaft ist eine Sklavenhaltergesellschaft, in der nur freie Männer politisch mitreden können. Vieles erinnert uns zunächst an die griechische Polisgemeinschaft. Die Römer schätzen den Einsatz für die Staatsangelegenheiten („*res publica*“) hoch ein und fordern von allen freien Bürgern einen entsprechenden Beitrag.

Eine herausragende Bedeutung haben vor allem Senatoren und Ritter, die Führungsämter erwerben können, wenn sie eine bestimmte Ämterlaufbahn durchlaufen. Die staatlichen Ämter werden durch Wahl der freien Bürger vergeben, es handelt sich um Ehrenämter, die auf ein Jahr beschränkt („*Annuität*“) und durch einen gleichberechtigten Kollegen („*Kollegialität*“) in ihrer Macht eingeschränkt sind. Von allen politisch Verantwortlichen wird erwartet, dass sie ihren Reichtum für die Gemeinschaft einsetzen (Bau von öffentlichen Gebäuden, Veranstaltung von Sportwettkämpfen, Armenspeisungen). Alle römischen Bürger genießen einen besonderen Rechtsschutz, alle lassen sich für die Verteidigung des Staates heranziehen.

Nach den Kriegen gegen Karthago (Mitte 3. Jh. v.Chr.) setzt die Republik einen Expansionsprozess in Gang, der nach dem eigenen Weltbild nur die Unterstützung von Bundesgenossen zum Ziele hat und in der Unterwerfung des gesamten Mittelmeerraumes endet. Immer mehr griechische Vorstellungen kommen in den römischen Kulturraum, Architektur, Kunst und Philosophie werden „hellenisiert“.

Der Verschmelzungsprozess kommt in Cicero (106-43 v.Chr.) prägnant zum Ausdruck: Politiker, Anwalt und Schriftsteller, bedeutend auch als Theoretiker humanistischer Bildung. Seine Familie gehört zum Ritterstand, als begabter Mann durchläuft er die geforderte Ämterlaufbahn als Quästor (Untersuchungsrichter, Verwaltung der Staatsfinanzen), Ädil (Aufsicht über öffentliche Bauwerke, Marktgericht und Marktpreise), Prätor (Gerichtsbarkeit) und Konsul (Regierung, Träger der Herrschaft – im Krieg Heerführer). Berühmt sind seine Prozesse gegen erpresserische Kapitalisten und Verschwörer.

Nach seinem Konsulat nimmt sein Einfluss drastisch ab, in der Auseinandersetzung um die Zukunft der Republik unterliegt er Mächtigen wie Crassus, Caesar und Pompeius. Diese entwickeln immer stärker autokratische Züge bis zu Caesars Diktatur auf Lebenszeit, der dann deshalb ermordet wird.

Ciceros Lebenswerk besteht vor allem in der aktiven Verschmelzung griechischer Theorien mit dem römischen Denken. Bahnbrechend sind seine Vorstellungen eines über den Gesetzen stehenden Naturrechtes, das für alle Menschen gilt. Namentlich durch ihn werden griechische Begriffe ins Lateinische übertragen, dadurch spielt er auch für die Begriffsfindung der Theologie eine wichtige Rolle.

Frühes Christentum: Jesus und Petrus

Seit Jahrhunderten ist der nahe Osten das Einflussgebiet zwischen Ägypten und dem Irak. Die Babylonier erobern das Königreich Juda mit seiner Hauptstadt Jerusalem, verschleppen die führenden Schichten und zerstören den Tempel. Wider alles Erwarten geht die Religion nicht unter, sondern findet gleichsam einen Weg aus dem Tempel in die Synagoge. Nach einigen Jahrzehnten übernehmen die Perser Macht und Kontrolle und lassen die rückkehrwilligen Juden wieder in ihr gelobtes Land ziehen. Dort bauen sie Jerusalem mit seinem Tempel wieder auf. Aber politische Selbständigkeit erlangen die Juden nicht mehr wirklich, alle Aufstände bleiben Episode, immer neue Weltmächte wechseln einander ab, hellenistische Großkönige bestimmen das Land, die griechische Kultur überschwemmt die Region und prägt die Oberschicht und selbst in den entlegenen Orten wird griechische Lebensweise greifbar. Schließlich beherrschen die Römer das gesamte östliche Mittelmeer.

Als Jesus von Nazareth auftritt, ruft er einzelne Menschen aus ihren bisherigen Lebensbedingungen in seine Nachfolge. Wer diesen Weg gehen will, muss sich entscheiden. So entsteht eine neue Bewegung, die sich allmählich von ihrer Umwelt abgrenzt und neue Traditionen bildet. Geradezu revolutionär wirkt das neue Miteinander von Männern und Frauen, von Juden und Griechen, von Armen und Reichen, von Freien und Sklaven. Diese Vorstellung geht weit über die Ideen der Stoa hinaus und hat einen revolutionären Zug, der alle vorhandenen Theorien und Vorstellungen sprengt.

Jede Nachfolgerin, jeder Nachfolger lässt sein altes Leben hinter sich, sagt sich gewissermaßen durch die Taufe los und lebt nun „in Christus“. In der Entscheidung zur Nachfolge dreht sich zunächst einmal alles um das einzelne Individuum und seinen Glauben. Zugleich legt Jesus auf das Miteinander der einzelnen größten Wert. Er verkündet Gott als den Vater im Himmel, der alle Nachfolgerinnen und Nachfolger zu Brüdern und Schwestern macht. Der Glaube begründet so die Familie Gottes, die sich hin und her in den Häusern trifft, Gemeinschaft lebt und an der Lehre festhält. Dazu gehört von Anfang an das Teilen und einander Tragen. Wie Jesus das Brot mit allen geteilt und sich für alle hingegeben hat, so dienen die Christen einander mit den Gaben, die sie empfangen haben.

Gerade an der Gestalt des Petrus können wir das Neue gut erfassen. Er lebt zunächst als Fischer am See Genezareth, ist verheiratet und arbeitet für seinen Lebensunterhalt. Die Gegend steht unter griechischem Einfluss, seine Name Simon ist griechischen Ursprungs. Zwar kann man dahinter den hebräischen Namen Symeon vermuten, das NT bezeichnet ihn aber nur zweimal so. Da auch sein Bruder Andreas einen griechischen Namen trägt, wie der ebenfalls aus Betsaida stammende Philippus, wird man von einer entsprechenden Sozialisation ausgehen dürfen.

Als er Jesus begegnet, beruft ihn dieser in die Nachfolge. Darauf hat er sicher nicht gewartet, er sieht sich selber als sündigen Menschen, den die Nähe eines vollmächtigen Lehrers und Wunderwirkers nervös macht: Hier wird hinter der griechischen Oberfläche eine jüdische Glaubenshaltung deutlich. Unter den Jüngern Jesu nimmt er eine Sonderrolle ein, in allen Jüngerlisten steht sein Name an erster Stelle (Mt 10,2), er bekennt Jesus als erster als Christus (Mt 16,16). Dies geschieht nicht durch Nachdenken, durch sein Mitleben und Folgen, sein Beobachten und Erleben. Gott schenkt ihm diese Einsicht, so jedenfalls deutet Jesus dieses Bekenntnis.

Später hat er Angst um sein eigenes Leben und verleugnet mehrfach, ein Nachfolger Jesu zu sein, ja ihn überhaupt zu kennen. Simon erscheint so in der Spannung vom Christusbekenner und Verleugner. Der Schluss des Johannesevangeliums berichtet von einem seelsorgerlichen Nachgehen Jesu und dem Auftrag, Jesu Schafe zu weiden. Dreimal fragt er Simon, ob er ihn lieb habe. „Herr, du weißt alles, du erkennst, dass ich dich lieb habe.“ (Joh 21,17).

Die Apostelgeschichte berichtet zunächst von einer besonderen Rolle des Petrus in der ersten Gemeinde: Er fordert die Nachwahl eines zwölften Apostels, er hält am Pfingsttag eine großartige Predigt, die zu einer Erweckung geführt hat. Er wird weiter mutig predigen und sogar Kranke heilen, mutig bekennt er seinen Glauben auch vor dem Hohen Rat. Als sich dann

die Lage in Jerusalem zuspitzt, verlässt er die Stadt. „Er begab sich an einen anderen Ort“ (Apg 12,17). Danach verliert sich seine Spur in der Apostelgeschichte, später taucht er beim Apostelkonzil noch einmal auf (Apg 15,6-29) auf, dann scheint sich Lukas nur noch für Paulus zu interessieren. Das Leitungsamt des Petrus in Jerusalem hat längst Jakobus übernommen, der Bruder Jesu, der auch bei den Juden in hohem Ansehen steht.

Petrus ist ein leidenschaftlicher Nachfolger Jesu, er leitet den Neuanfang der Gemeinde in Jerusalem ein, ist für kurze Zeit auch Leiter der Gemeinde, doch bald zieht er mit seiner Frau als Missionar umher. Schließlich stirbt er vermutlich in Rom als Märtyrer. Ein Vorbild ist er für uns durch sein unbekümmertes, tiefes Vertrauen zu Jesus, der ihn auch als fehlerbehafteten Menschen immer neu aussendet. Wir alle können ihm darin folgen und Nachfolger Petri sein.

Spätantike: Antonius und Pachomius

In Windeseile verbreitet sich die Jesusbewegung in alle Himmelsrichtungen. Besonders im östlichen Mittelmeerraum entstehen überall Gemeinden, in der Menschen aus verschiedenen Nationen, Kulturen, Schichten und Geschlechtern zusammentreffen. Die Dynamik bricht auch in der Verfolgung nicht mehr ab, das Christentum legt geradezu einen Siegeszug hin, der aufgrund seiner Gewaltlosigkeit einzigartig ist.

Die antike Gesellschaft begegnet den christlichen Gemeinden von Anfang an mit Ablehnung, weil alle traditionellen Gewohnheiten von Christen in Frage gestellt werden. Dabei spielt besonders die Distanz zu den vielfältigen religiösen Bezügen im Alltag eine große Rolle. Die antiken Menschen sind davon überzeugt, dass die verschiedenen Götter durch Opfer zu einem günstigen Verhalten gegenüber den Menschen bewogen werden müssen. Wer hier nicht mitmacht, stellt eine Grundübereinstimmung in Frage und muss mit Konsequenzen rechnen.

Alle Versuche von Christen, die anderen Menschen von ihrer Rechtschaffenheit und Religiosität zu überzeugen, scheitern daran, dass sie den Göttern der anderen ihre Ehrung verweigern. So setzen früh erst regionale, dann reichsweite Verfolgungen von Christen ein. Dieser Terror scheint allerdings dem Wachstum der Gemeinden keinen Abbruch zu tun.

Schließlich brechen die römischen Imperatoren die Verfolgungen ab und erlauben den Christen, ihren Glauben auch in der Öffentlichkeit zu leben. Schnell wachsen in manchen Regionen die Gemeinden, viele experimentieren mit der neuen Religion. Da hier Menschen mit so unterschiedlichen nationalen und sozialen Hintergründen zusammenkommen, setzt der Staat auf dies gemeinschaftsbildende Element. Was die römischen Ideale und Zwangsmittel nicht mehr schaffen, das vermag für fast 200 Jahre die christliche Religion.

Die einst eher auf das jenseitige Reich Gottes ausgerichtete Bewegung entwickelt sich zu einer im Diesseits angekommenen Staatskirche, deren Leiter bald eine staatstragende Bedeutung erhalten und staatliche Aufgaben übernehmen. Schon sehr rasch wenden Staat und Kirche Zwangsmittel gegen christliche Abweichler wie Anhänger anderer Religionen an. Da ein religiöses Leben außerhalb der Kirche nicht mehr möglich ist, drängen heidnische Vorstellungen und Sehnsüchte in die christliche Gottesverehrung ein. Nun kann man mit den Christen auch Staat machen.

Nicht alle Christen gehen diese neuen Wege mit, einzelne Bischöfe suchen die ursprünglichen Ideale festzuhalten. Anstelle der zahlreichen kleinen Hauskirchen, die oft nebeneinander in den Städten des Imperiums bestehen, treten nun große Stadtgemeinden mit hierarchischer Leitung.

In der Spätantike treten Einzelne aus diesen Gemeinden heraus und suchen Gott in der Einsamkeit der ägyptischen Wüste. Sie leben meist einzeln fernab von den Siedlungen, ziehen aber Glaubende an, die sie als Berater aufsuchen. Als Begründer der Einsiedler (Eremiten) gilt der Kopte Antonius (255-356), der nach 310 seinen neuen geistlichen Lebensstil pflegt. Durch seinen Frömmigkeitsstil möchte er sein Leben ganz auf Gott ausrichten. Den Lebensstil nennt man Askese, was man heute gut mit Training übersetzen kann: Dieses geistliche Leben will eingeübt werden. Ganze Eremitenströme folgen ihm, leben wie er einsam oder gründen

Eremitenkolonien. Nach Ansicht der „normalen Gemeindechristen“ besitzen die Eremiten den Heiligen Geist in besonderer Weise, bald werden sie als Heilige verehrt.

Einen ganz anderen Weg geht Pachomius (287-346). Auch er verlässt die Gemeinden seiner Zeit und gründet um 323 eine Lebensgemeinschaft von Mönchen, die in einem Kloster hinter abgrenzenden Mauern lebt. Sie beten und arbeiten gemeinsam, feiern ihre Gottesdienste und unterstellen sich einem Abt. Fast erinnert ihr Miteinander an das Leben in einer Kaserne. Dazu passt, dass Pachomius selbst Soldat war und das Leben der Soldaten gut kennt. Die Mönche tragen mit ihrer Kleidung gleichsam Uniformen, gehorchen ihren Vätern und leben ihr Leben zwischen Gottesdienst, Mahlzeiten und Arbeit sehr geregelt.

Mittelalter

Überleben in Gemeinschaft: Columban und Bonifatius

Mit dem Ende des römischen Imperiums im Westen bilden sich eine ganze Reihe von Nachfolgereiche auf dem antiken Siedlungsgebiet (westlich des Rheins, im Alpenraum und in Italien). Während städtische Siedlungen dort weiterleben und auch das Christentum rudimentär überlebt, liegt Mitteleuropa jenseits dieses Kulturraumes und stellt so etwas wie den sprichwörtlichen „wilden Osten“ dar. Die meisten Menschen in Mitteleuropa leben in Dörfern, die nur selten durch Wege verbunden sind. Die Abgeschnittenheit hält Fremde fern und die Gemeinschaft zusammen. Das Klima ist vom sechsten bis zum zehnten Jahrhundert rau, die Ernten sind schlecht, das Leben wird daher oft durch Hunger gekennzeichnet. Nur gemeinsam können die Menschen überleben.

Nur wenige Menschen leben im gesamten Mittelalter nicht von und in der Landwirtschaft. Dazu gehören die wenigen Adligen mit den Fürsten an ihrer Spitze, sie „beschützen“ die ländliche Bevölkerung und fordern dafür Abgaben und Dienste. Vermutlich gleichen viele von ihnen „Warlords“ in Krisengebieten unserer Tage.

Die bäuerliche Bevölkerung wird rechtlich in einen Personenverband eingebunden, den man heute Grundherrschaft nennt und damals als „Familie“ des Grundherrn bezeichnet hat. Der Grundherr sorgt für Ruhe und Ordnung, hat die Gerichtsbarkeit inne und sorgt in Krisenzeiten für das Saatgut seiner Untertanen. Als Gegenleistungen haben die zum Teil wirtschaftlich eigenständig arbeitenden Bauern Arbeiten auf dem Gutshof zu verrichten und Abgaben zu leisten. Der Grundherr baut örtliche Kirchen und setzt Priester ein, die für ihre Amtshandlungen Gebühren nehmen.

Neben Bauern finden wir Missionare und Priester, die zwar teilweise landwirtschaftlich tätig sind und für ihren Lebensunterhalt sorgen müssen. Aber hinter vielen steht eine Klostersgemeinschaft, die Landwirtschaft betreibt und so den Lebensunterhalt der Gemeinschaft sicherstellt. Darüber hinaus setzen sie Missionare, Priester, Schreiber und Lehrer von der landwirtschaftlichen Tätigkeit frei. Nur den Klostersgemeinschaften verdanken wir die Überlieferung antiker Literatur wie der Bibel, weil sie kostbares Schreibmaterial und menschliche Arbeitskraft dafür freisetzen. Aber auch die christliche Mission kommt nur durch die Gründung von Klöstern voran, denn Priester wie Missionare können nicht von der Heimat versorgt werden, weil Transportwege weit und gefährlich sind.

Das raue Leben in Mitteleuropa steht den Menschen nicht nur geografisch fern. Gerade deshalb wird es allerdings für iro-schottische Mönche anziehend. In Irland und Schottland hat sich ein besonderes Christentum entwickelt, das antike Bildung und Kultur bewahrt. Überall entstehen Klöster, in denen fromme Menschen ihr asketisches Leben vor Gott führen wollen. Interessanterweise stellt für sie die Heimatlosigkeit um Christi willen die höchste Form der Askese dar. So verlassen Einzelne ihre Heimat und ziehen auf den Kontinent, wo sie fern der Heimat Klöster errichten. Rund um diese der Heimatlosigkeit verpflichteten Klöster setzen sie eine missionarische Bewegung in Gang, die gerade in Mitteleuropa zu erwecklichen Impulsen führt.

Als einer der ersten bricht Columban der Jüngere (540-615) auf den Kontinent auf und gründet verschiedene Klöster in Frankreich, in der Schweiz, Italien und Deutschland (Breganz). Durch ihn und seine Kollegen setzt erneut die Mission auf dem Kontinent ein, die mit einem Bildungsaufschwung verbunden ist.

Im siebten Jahrhundert kommt unaufhörlich ein Strom von Missionaren von den britischen Inseln, den Iro-Schotten folgen die Angelsachsen. Sie missionieren zunächst unter den Friesen, deren Sprache der ihren ähnlich ist. Von dort ziehen sie nach Hessen und Thüringen. Der bekannteste von ihnen ist heute Bonifatius (680-754). Er wird als Sohn eines Grundherrn geboren, bereits als Siebenjähriger kommt er in ein Kloster, als Dreißigjähriger empfängt er die Priesterweihe und arbeitet als Lehrer in der Schule des Klosters. Diese pädagogische Arbeit verlässt er 716 mit rund vierzig Jahren und geht als Missionar auf den Kontinent, sein Biograf Willibald meint, er wäre von der Vision asketischer Heimatlosigkeit ergriffen worden. Dauerhaft bleibt er durch Briefe mit seiner Heimat verbunden, erbittet Gebetsunterstützung in seiner Mission. Immer wieder versichert er sich der Unterstützung durch den Papst und arbeitet mit örtlichen Machthabern zusammen. In Hessen und Thüringen muss er sich mit einem robusten Heidentum auseinandersetzen, Mission erscheint als religiöser Kampf. Zur Abstützung seiner missionarischen Arbeit gründet er Bistümer und Klöster wie in Amöneburg bei Marburg und das einflussreiche Kloster Fulda.

Später arbeitet er mit Papst und König an der Organisation der Kirche zusammen, hält mehrere Reformsynoden ab (Regeln für Aufgaben von Priestern, Schutz kirchlichen Besitzes, Einhaltung kirchlicher Vorschriften). Am Ende wird er als Ausländer immer weniger ernst genommen, Könige und Päpste unterstützen ihn nicht mehr. So zieht er sich am Ende seines Lebens ins Kloster Fulda zurück. Seinen Ruhestand hält er nicht lange aus, noch einmal zieht er nach Friesland und missioniert. Als eine Taufe ansteht, werden die Missionare von Heiden überfallen und getötet.

Das raue Klima, die eigenen wirtschaftlichen Interessen der Herrschenden verzögern die Entwicklung im frühen Mittelalter jahrhundertlang. Die Klöster des Mittelalters haben kulturgeschichtlich eine kaum überschätzbare Bedeutung für die Tradierung antiker Schriften und Fertigkeiten. Nur durch das Zusammenfassen der finanziellen Kräfte einer Gemeinschaft, in der die einen für den Lebensunterhalt sorgen, können sich in diesen schwierigen Zeiten andere um Kultur und Bildung kümmern.

Kritiker beanstanden heute das unfreie Leben in diesen Klöstern, wissen auch den Bildungsstand nur abschätzig zu charakterisieren. Nicht umsonst hat man später vom „finsternen Mittelalter“ geredet. Doch ohne die Opferbereitschaft jener Männer und Frauen wäre das antike Wissen samt seiner Kultur untergegangen. Nur weil einige gegen allen Augenschein und alle Schwierigkeiten Bildung erhielten, konnte ein Schatz der Menschheit erhalten werden. Mit der lateinischen Sprache und ihrer Verschriftlichung fand man außerdem eine Möglichkeit, bei aller Kleinstaaterei an einer übernationalen Kommunikation festzuhalten. Nicht umsonst kommen viele Herrscher aus osteuropäischen Ländern auf die christlichen Herrscher und den Papst zu, um nach Bildung zu fragen. Viele nehmen deshalb die christliche Gottesverehrung an, um so auch Anteil an der Schriftkultur zu erhalten und die eigene Kultur in die Zukunft zu führen.

Neuer Aufbruch: Elisabeth von Thüringen

In den wenigen und sehr kleinen Städten Mitteleuropas schließen sich Angehörige von neuen Berufsgruppen zusammen, die Kaufleute bilden Gilden, die sichere Warentransporte organisieren, die Qualität der Handelsware regeln und Zahlungsmodalitäten festlegen. Die Handwerker leben in Zünften, die Preise festlegen und die Qualität der Produkte überwachen. Beide folgen so der Einsicht, dass niemand allein überlebensfähig ist, man braucht einander und schließt sich zusammen. Später knüpfen ganze Städte an diese Notwendigkeit zum Zusammenschluss an und gründen Städtebünde wie die Hanse.

Mit den Städten wächst wirtschaftlicher Wohlstand und dies ermöglicht einzelnen oft persönliche Freiheit und Unabhängigkeit. Nicht wenige Menschen entfliehen dem rauen Leben in der Dorfgemeinschaft, die unter dem Zepter eines mächtigen Grundherren lebt. Wer diesem Druck entrinnen will, zieht in eine Stadt. Wenn man dort innerhalb eines Jahres nicht aufgespürt wird, ist man frei („Stadtluft macht frei“ – nach einem Jahr und einem Tag).

Diese ersten Möglichkeiten zur freien Entscheidung finden wir im hohen Mittelalter auch im kirchlichen Leben. In Italien und Spanien entstehen neue Klostersgemeinschaften, die im städtischen Umfeld entstehen und bleiben: Franz von Assisi will vom Betteln leben und gründet einen Bettelorden, dieser braucht eine ausreichend große und wohltätige Gemeinschaft, die Lebensmittel verschenkt. Daher stehen die neuen Klöster in den Städten und nicht mehr in der Einöde.

Der Fernhandel blüht weiter auf, wird aber immer wieder von lokalen „Warlords“ geschädigt, die unverschämte hohe Zölle und „Schutzgelder“ fordern oder Transporte überfallen. Gegen dieses Treiben von Raubrittern gehen Bischöfe vor, indem sie mit regionalen Machthabern Friedensbünde (Landfrieden!) schließen, die gegen Friedensbrecher gewaltsam vorgehen. So wird das Leben wieder sicherer.

Parallel sorgen Dichter und Theologen für ein neues Leitbild für die Ritter, die zukünftig christlichen Idealen verpflichtet sein sollen, indem sie sich für Menschen in Not und den Frieden einsetzen. Das vorbildliche Leben des König Artus und seiner Tafelrunde kommt plötzlich auf und verbreitet sich rasch über alle Lande.

Unter dem Eindruck Aufstiegs neuer Kräfte im Islam erreichen Gerüchte von Übergriffen der „Mohammedaner“ gegen Christen im „Heiligen Land“ das Abendland. Empörung macht sich breit und wird geschürt: Christliche Streiter sollen aufbrechen, um ihre Glaubensgeschwister in Jerusalem zu helfen. Plötzlich brechen Heere von Frommen auf, ein regelrechtes Chaos herrscht, denn viele kennen den Weg nach Jerusalem nicht. Viele sind auch eher „Schwärmer“ ohne militärische Erfahrung. Zu den frommen Nachfolgern gesellen sich alle möglichen Abenteurer. Sie alle treten nun nicht in ein Kloster ein, um Gott zu dienen. Vielmehr glauben sie, dass sie durch ihr militärisches Lebensopfer Gott gefallen und Vergebung erlangen können.

Was die christlichen Abendländer gegen die muslimischen Morgenländer eint, ist ein fehlgeleiteter Glaube, der so Jesus dienen möchte. Die christlichen Kreuzfahrerstaaten mit ihren bis heute imposanten Burgen weisen einen Imperialismus aus, der in dieser Form vermutlich nicht geplant war, aber das Bild der Europäer in vielen Teilen der Erde bestimmt hat.

Als zukunftsweisendes Lebensbild gestatte ich mir, nicht einen „christlichen Ritter“ zu wählen, sondern eine Frau, die auf ihre Weise die Welt verändert.

Als Tochter des Königs von Ungarn geboren wächst Elisabeth (1207-1231) seit ihrem vierten Lebensjahr am Hof des thüringischen Landgrafen mit ihrem künftigen Mann zusammen auf. Mit 14 heiratet sie ihn. Die Ehe ist kurz und glücklich. Aus Berichten über ihre Kindheit entsteht das Bild eines willensstarken und kreativen Mädchens, das früh spirituelle Erlebnisräume sucht und sich für Gerechtigkeit einsetzt. Immer wieder kommt es zu Konflikten mit dem prunkvollen Lebensstil am Hof.

1223 kommt ein von den Franziskanern beeinflusster Seelsorger in ihre Nähe und verstärkt ihren Sinn für Frömmigkeit und soziale Gerechtigkeit, der sich immer wieder durch den Einsatz für Arme und Kranke äußert. Für eine Fürstin kleidet sie sich einfach, geht barfuß in Gottesdienste und verschenkt kostbare Kleider. Mit ihren Dienerinnen stellt sie Textilien her und verschenkt sie an Bedürftige, selbst in der Krankenpflege wirkt sie mit.

Die Quellen zeigen uns einen eher verständnisvollen Ehemann, der seine Frau in ihrem sozialem Engagement unterstützt. Anlässlich einer Hungersnot organisiert sie Hilfsmaßnahmen im ganzen Land, während ihr Mann über lange Zeit abwesend ist. Obwohl die landesfürstliche Verwaltung sehr kritisch zu diesen Maßnahmen steht, stellt sich der Ehemann nach seiner Heimkehr klar zu seiner Frau.

Als ihr Mann auf dem Kreuzzug stirbt, bleibt sie als Witwe mit drei Kindern zurück. Sie wendet sich nun einem einfachen Leben zu und setzt sich für Arme und Kranke ein. In Marburg gründet sie 1229 ein Hospital, in dem sie als Schwester mit anderen Kranken, Aussätzigen und Kindern dient. Ihren Lebensunterhalt verdient sie selber durch Handarbeit. Indem sie sich für die Kranken und Hilflosen einsetzt, erneuert sie in der Nachfolge Jesu die Diakonie. Zugleich erschließt sie die Krankenpflege als christlichen Auftrag. Durch diese dienende Grundhaltung wird sie regelrecht berühmt, nach ihrem frühen Tod wird sie bald verehrt und bereits 1235 heiliggesprochen. Ihr Grab in der Marburger Elisabethkirche entwickelt sich zu einem europäischen Wallfahrtsort.

Spätmittelalter und Renaissance: Petrarca und Erasmus

Mitte des 13. Jahrhunderts setzt eine neue Entwicklung ein, bei der wieder klimatische Veränderungen eine Bedeutung haben. Nach einem eher warmen Klima tritt eine kurze Kälteperiode auf, die zu Missernten führt. Durch Hunger geschwächt sind die Abwehrkräfte der Menschen gering und gegen Seuchen anfällig (1350 Pest). Der massenhafte Tod lässt viele Menschen religiös werden.

Zugleich treten neue Entwicklungen ein, die gleichsam über religiöse Vergewisserung hinausgehen. Für die Renaissance gerät die vorchristliche Antike neu in den Blick. Sie wird gerade in Italien geschätzt und intensiv studiert. Gelehrte griechische Flüchtlinge aus Konstantinopel bringen nach der Mitte des 15. Jahrhunderts griechische Dokumente und eine enorme philologische Kompetenz nach Westeuropa. Fortschrittliche Kräfte in Italien wenden sich von der krisengeschüttelten und für viele weithin unglaublichen Kirche einer vorchristlichen Leitkultur zu: Das antike Menschenbild der Griechen und Römer verdrängt das christliche Bild vom Sünder, der Rettung bedarf.

Das neue positive Menschenbild („der Mensch ist gut“) zeigt sich bald in der Malerei, die Portraits von Individuen hervorbringt, die unverwechselbare Persönlichkeiten sind und nicht mehr als Typen erscheinen wie in der Kunst des Mittelalters. Die Künstler selbst werden gefeiert, während wir aus dem Mittelalter kaum etwas über Architekten und Künstler wissen, ändert sich das schlagartig. Künstler wie Leonardo da Vinci oder Albrecht Dürer malen sich selber und signieren ihre Kunstwerke.

Aus den Studien des Menschseins (*studia humanitatis* – ein Begriff von Cicero) entsteht die Selbstbezeichnung Humanismus, der die Philosophie der Griechen und Römer zu fassen sucht und sich daran selbst bildet. Das Ideal der Humanisten ist der universal gebildete Mensch, der lebenslang Wissen aufnimmt und sich als lernendes Wesen weiterentwickelt.

Petrarca (1304-74) bringt den Individualismus auf den Punkt: „Ich bin einer, ein Unteilbarer“. Intensiv studiert er antike Autoren, versteht sich geradezu in einer Lebensgemeinschaft mit ihnen, er schreibt ihnen sogar Briefe.

Im Mittelpunkt seines Lebens steht seine Bibliothek, das ist sein Lebensraum. Viele Gleichgesinnte ahmen das nach und umgeben sich mit Büchern, weil diese im Dialog die Selbstentwicklung begleiten und das Tierische in sich überwinden.

Aber er bricht auch aus seiner Studierstube auf, sucht das Naturerlebnis und besteigt einen Berg. In seiner Beschreibung dieses Erlebens sehen viele ein Anzeichen für eine Abwendung von der mittelalterlichen Jenseitszuwendung zur Freude an dieser Welt.

Dem entspricht der Aufbruch portugiesischer Seefahrer über die Küste Afrikas nach Indien zu gelangen und der Versuch des Genuesen Kolumbus, Indien über den Seeweg nach Westen zu erreichen.

Die Humanisten entwickeln ein neues Menschenbild, indem sie auf vorchristliche antike Quellen zurückgreifen. Sie sehen den Menschen optimistisch als lernfähiges Wesen und setzen daher auf Bildung und Kommunikation. Ihr Vorgehen ist revolutionär und modern, indem sie das religiöse Weltbild ignorieren und bekämpfen. Zukunftsweisend sind ihre Studien der klassischen Sprachen (Griechisch und Latein), die das Studium des NT in seiner Ursprache

ermöglichen und auch die internationale wissenschaftliche Auseinandersetzung mit einem erneuerten Latein ermöglichen.

Typisch für Renaissance und Humanismus ist Erasmus von Rotterdam (1469-1536). Nach seiner Schulzeit in Gouda und Deventer will er eigentlich studieren, er wird aber zum Eintritt in einen Orden bewogen und zum Priester geweiht. Seit 1495 studiert er Theologie in Paris, auf Reisen kommt er auch nach Großbritannien und schließlich 1514 nach Basel. So steht er in einem internationalen Netzwerk von Menschen, denen er lateinische Briefe schreibt.

Erasmus ist so etwas wie der leitende Geist des Humanismus nördlich der Alpen. Intensiv setzt er sich für den Frieden ein, er ist dem Humanismus verpflichtet. Erstmals gibt er das Neue Testament in griechischer Sprache heraus und stellt so neue Möglichkeiten zum Verständnis des Neuen Testaments zur Verfügung. Allmählich formuliert er vorsichtig die Unabhängigkeit der Vernunft von der Autorität. Damit bahnt er die Freiheit des Gewissens an. Im Streit zwischen Reformatoren und Papstanhängern steht Erasmus auf der Seite der Tradition. Zwar sieht auch Erasmus die Reformbedürftigkeit der Kirche, stellt sich aber gegen einen Bruch, wie ihn Luther und andere vertreten. Nach diversen Briefen treten sie in aller Öffentlichkeit gegeneinander an, als Erasmus sein Buch „Vom freien Willen“ veröffentlicht. Im Kontext des Humanismus tritt er für die Entscheidungsfreiheit des Einzelnen zwischen Gut und Böse ein, dagegen argumentiert Luther mit seiner Kampfschrift „Vom versklavten Willen“ mit der Erbsünde und der doppelten Prädestination: Der Mensch könne sich von sich aus nur so entwickeln, wie es ihm vorherbestimmt sei. Der Mensch werde entweder vom Teufel oder von Gott getrieben. Dieser Ansatz der reformatorischen Theologie wird später vor allem mit Johannes Calvins Namen verbunden; Luther argumentiert aber genauso altkirchlich und reißt damit einen Graben zwischen Humanisten und Reformatoren auf.

Erasmus bleibt bei seiner humanistischen Linie, er warnt immer neu vor allem Gewalteinsatz und sucht Frieden. Seine Bemühungen um einen friedlichen Ausgleich der religiösen Parteien bleiben am Ende erfolglos.

Der Übergang vom Mittelalter ist viel fließender, als wir uns das aus heutiger Perspektive vorstellen. Fast erscheint dieser Einschnitt willkürlich. Absehbar ist eine weitere Zuwendung zur Welt, wie sie sich in den Entdeckungsfahrten der Portugiesen und Spanier zeigt. Weiter ringen humanistische Gelehrte um eine ursprüngliche lateinische Sprache, das Griechische wird neu entdeckt und vermittelt. Sprachkompetenz dient der von allen Humanisten geteilten Selbsterziehung. Besseres Latein bedeute bessere Menschen, so bringt es Erasmus auf den Punkt. Deshalb geht Bildung auch nach dem Universitätsstudium weiter, indem der Mensch die Klassiker des Altertums studiert und sich so weiter entwickelt. Diese Entwicklung wird durch den Buchdruck gefördert, der die Verbreitung von Literatur vereinfacht.

Neuzeit

Frühe Neuzeit: Luther

Erstmals entsteht so etwas wie eine Öffentlichkeit, weil Ideen durch Schriften rasch und über große Entfernungen verbreitet werden können. Manche Schriftstücke werden auch bewusst zur Verbreitung von Nachrichten verfasst und gedruckt, erste Formen von Zeitungen entstehen.

Ein erstes Ereignis von Öffentlichkeit wird die Verbreitung der 95 Thesen von Martin Luther sein, die innerhalb von zwei Wochen in ganz Mitteleuropa bekannt werden und den Mönche aus Wittenberg über Nacht berühmt machen. Als er später vor den Reichstag in Worms geladen wird, verbreiten Flugschriften seine Reden in Windeseile durch das ganze Reich und machen Luther zu einer öffentlichen Person. Luther begreift diese neue Chance bald und setzt bewusst die Flugschriften zur Veröffentlichung seiner neuen Lehre ein, indem er bald vom gelehrten Latein zur Volkssprache übergeht und so die theologische Disputation aus den Universitäten auf die Marktplätze bringt.

Auch wenn Martin Luther (1483-1546) die neuesten Medien für seine Zwecke nutzt, sind seine Probleme doch ausgesprochen mittelalterlich. Er sucht nach einem gnädigen Gott und tritt in ein Kloster ein, aber er findet auch in dieser klassischen Umgebung der Gottsucher keine Hilfe. Mit den traditionellen Antworten der mittelalterlichen Theologie kann und will er sich nicht mehr zufriedengeben. Immer neu studiert er die Bibel, bis er die Gerechtigkeit Gottes in Christus im Römerbrief wieder entdeckt und verbreitet.

Als er zum Widerruf aufgefordert wird, vermag er dem nicht zu folgen, weil er sich auf sein Gewissen und die Vernunft beruft. Nach einer Zeit des inneren Ringens erkennt er sich immer mehr als deutscher Prophet, der Gottes Willen besonders erkennt und seinen Zeitgenossen weitergibt. Kämpferisch nimmt er theologische Stellung, zeigt nicht nur den neuen Weg der Freiheit der Christenmenschen auf, sondern macht auch Vorschläge für einen neuen deutschsprachigen Gottesdienst und ein neues Verständnis vom Verhältnis Kirche und Staat. Energisch bekämpft er Erasmus' Vorstellung eines freien Willens, heftig bekämpft er auch politische Gegner („Wider Hans Worst“). Auch über wirtschaftsethische Fragen oder die Ehe nimmt er Stellung.

Zum Kern seiner Veröffentlichung gehört aber seine Übersetzung der Bibel ins Deutsche, die mit einer neuen Qualität eine neue Epoche einleitet. Luther arbeitet mit einem Übersetzungsteam zusammen, zieht neben der eingeführten lateinischen Übersetzung auch die vorhandenen Ausgaben in Hebräisch und das griechische Neue Testament des Erasmus heran. Erstmals verfügt ganz Deutschland über eine literarische Veröffentlichung, die als Orientierung für das schriftliche Deutsch dient.

Nicht nur sein unmittelbares Umfeld, auch die Großen seiner Zeit gestehen Luther eine überragende Autorität zu, die gegen die traditionellen Autoritäten der kirchlichen Hierarchie mit dem Papst an der Spitze ausgespielt wird.

Der religiöse Streit führt zu einer heftigen militärischen Auseinandersetzung, in der die Altgläubigen erst siegen, 1555 aber doch zu einem Kompromiss, dem „Augsburger Religionsfrieden“ gezwungen werden. Der evangelische Glaube wird nun reichsrechtlich anerkannt, dem einzelnen Fürsten wird eine religiöse Wahlfreiheit (lutherisch oder katholisch) zugestanden, seine Untertanen müssen sich an seiner Entscheidung orientieren oder auswandern. Immerhin wird den religiösen Überzeugungen so viel Respekt gezollt, dass konfessionelle Andersartigkeit nicht mehr mit dem Tode bestraft wird. Eine echte Religionsfreiheit gibt es freilich noch nicht.

1555 kommt es nur zu einem vorläufigen Interessenausgleich der streitenden Parteien, drei Generationen später bricht der furchtbare Dreißigjährige Krieg aus (1618-48), der Mitteleuropa entvölkert und wirtschaftlich um Jahrhunderte zurückwirft. Frankreich und Schweden gehören zu den Mächten, die den Krieg am Leben halten. Gegenüber religiösen Fragen halten sich Menschen seitdem eher zurück, Religion wird zur Privatsache.

Um eine wissenschaftliche Forschung ohne Rückbindung an Religion mühen sich namentlich solche Denker, deren Geschäft im Nachhinein als Aufklärung bezeichnet und definiert wird. Sie wollen die Welt sowohl rational als auch empirisch erklären. Die Rationalisten setzen daher auf das reine Denken (lat. „ratio“) und folgen logischen Konstruktionen und Schlüssen. Berühmte Vertreter sind etwa Leibniz in Deutschland und Descartes in Frankreich. Die Empiristen setzen dagegen stärker auf Beobachten und Erfahrungen für ihre wissenschaftliche Forschung. Einer der Begründer des Empirismus ist Francis Bacon (1561-1626). Eine vermittelnde Version vertritt Immanuel Kant („Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind.“).

Da man eine religiöse Rückbindung nicht mehr sucht, fragen Philosophen nach anderen Begründungen für Staat und Gesellschaft. John Locke geht etwa davon aus, dass alle Menschen ursprünglich frei waren; weil sie den Kampf aller gegen alle abgelehnt haben, hätten sie einen „Gesellschaftsvertrag“ mit dem Monarchen geschlossen, der dieser übergeordneten Instanz Macht einräumt, damit das Überleben aller gesichert sei.

Im Zuge der politischen Auseinandersetzungen der Französischen Revolution erscheint es dann folgerichtig, wenn dieser Gesellschaftsvertrag mit einem Monarchen auch gekündigt und beendet werden kann, wenn der Monarch seinen Pflichten nicht nachkommt und die Menschen ausnutzt.

Neuere Geschichte

Mit der Französischen Revolution (1789) beginnt eine neue Epoche, die mit geistlichen Traditionen und Einrichtungen radikal aufräumt. Geht es ursprünglich um die Abwendung eines Staatsbankrotts, so suchen die Revolutionäre bald nach neuen Strukturen und Ordnungen. Ihr Kampf richtet sich daher nicht nur gegen den König, sondern gegen das ganze Feudalsystem und auch die Kirche.

Die traditionellen Formen der Gesellschaft werden neu geordnet. Ehen werden künftig zivil als Verträge geschlossen. Alle Männer werden durch eine Massenaushebung zur Verteidigung des Vaterlandes gerufen, das seine vernünftigen Errungenschaften in ganz Europa verbreitet. Der Bürger ist Soldat. Auch dies ist revolutionär, denn bis dahin haben die Monarchen Söldner für ihre Kriege eingesetzt. Nun wählt das Volk seine Führer und diese nehmen alle in die Pflicht – bis der Bürgerkriegsgeneral zum 1. Konsul wird und sich als Kaiser ausrufen lässt.

Der militärische Erfolg der französischen Revolutionsarmee mit ihrer Masse an Soldaten wird für die Militärs in Europa zum Vorbild. Zwar lehnt man eine Revolution ab, aber für Reformen zeigt man sich offen. Nach der preußischen Niederlage gegen Napoleons Massentruppe werden in Preußen alle Bauern aus der Erbuntertänigkeit befreit und direkt dem Staat unterstellt.

Während die Einzelnen ihre Identität suchen, die Bürger nach Allgemeinbildung streben und mit dem Adel um ihre gesellschaftliche Stellung ringen, wird der großen Masse der Menschen diese Individualität verweigert. Während unzählige Menschen vom Land in die Städte ziehen, Großstädte geradezu aus dem Boden schießen, entsteht immer mehr die moderne Massengesellschaft. Die Masse wird durch Massenartikel versorgt, Kleidung wird nicht mehr vom Schneider angefertigt, sondern gibt es von der Stange.

Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert setzt in den oberen Schichten ein Individualisierungsprozess ein, der sich gerade in der Liebe der Geschlechter ausdrückt: Menschen geben nun der Liebe zu einem anderen Raum, werben umeinander und wollen gemeinsam das Leben meistern. Die romantische Liebe begründet unter den bürgerlichen Oberschichten die Ehen und verdrängt die bisherige Begründung als Überlebensgemeinschaft in guten wie in schlechten Tagen.

Immanuel Kant propagiert die Autonomie des Menschen als letzte Instanz aller sittlichen Entscheidungen, die nicht von außen festgelegt werden, sondern in der freien Entscheidung durch die Vernunft gründeten. In der Romantik wird die Individualität in der Ergänzung der Vernunft durch das Gefühl gefeiert, namentlich das Genie des Künstlers ist das Urbild der Individualität.

Der Einsatz des Einzelnen für die Gemeinschaft spielt eine Rolle. Forscher werden für ihre Entdeckungen gefeiert, wenn die Ursachen von Krankheiten ermittelt und vielleicht sogar Medizin dagegen gefunden wird. Auch berühmte Feldherren wie Napoleon, Wellington oder Blücher werden für ihre Siege gefeiert. Die kleinen Leute treten hinter den Berühmten zurück, sie zählen zur Masse.

Wer führt die Massen? Bereits in der Französischen Revolution bestimmen die Massen (Sansculotten) von der Straße her die Politik, jubeln über die rollenden Köpfe und die täglich radikaleren Parolen. Bis mit Robespierre der Meister der Revolutionäre selbst seinen Kopf verliert und von Bürokraten abgelöst wird.

Im untergehenden Zarenreich übernehmen die Arbeiter- und Soldatenräte die Führung, bekämpfen die zaristischen Eliten und errichten für drei Generationen die Sowjetherrschaft. In Italien gewinnt Mussolini als Duce die Herrschaft der Faschisten über Italien, die eine Generation dauert.

Die Masse möchte geführt werden, in Deutschland entsteht das Kaiserreich, an dessen Spitze der preußische Monarch steht. Mit kraftvollen Reden gibt er den Ton an, die Politik aber machen andere. Im Weltkrieg ist er der oberste Feldherr, die Entscheidungen treffen jedoch die Generäle. Erst als der Krieg mit einer Niederlage endet, ziehen sich die Generäle aus der Affäre, indem sie den Kaiser zur Abdankung bringen und die politische Führung den demokratischen Parteien andrehen.

So beginnt der Sieg der Demokratie in Deutschland mit einer plötzlichen Niederlage, mit Hunger und Inflation, mit Arbeitslosigkeit und Gesichtsverlust vor der ganzen Welt. Nur wenige Persönlichkeiten ragen aus der Masse heraus, darunter Gustav Stresemann und Matthias Erzberger. Der Sozialdemokrat Friedrich Ebert wird zum Reichskanzler gewählt, aber schon nach einer Amtsperiode wird der Sozialdemokrat vom Feldherrn Paul von Hindenburg abgelöst, der sich zum Reichspräsidenten wählen lässt und beim Besuch der Garnisonskirche jedes Mal in Richtung der nun leeren Kaiserloge grüßt.

Auf ihn folgt Adolf Hitler, dem es innerhalb von acht Jahren gelingt, aus einer kleinen Splitterpartei mit diffusem Parteiprogramm eine mehrheitsfähige Partei zu formen, die 1933 als größte Partei die Regierung übertragen bekommt und mit einer politisch verwandten national ausgerichteten Partei eine Regierung bildet. Geschickt nutzen die braunen Machthaber Unklarheiten der Weimarer Verfassung aus, schalten die Parlamente gleich und verlegen die parlamentarische Arbeit an der Gesetzgebung ins Kabinett.

Um den Parteiführer Hitler entsteht ein Personenkult, der raffiniert mit allen modernen Medien inszeniert wird. Die Aufmärsche bei Reichsparteitagen oder bei den Olympischen Spielen sind sehr gekonnt in Szene gesetzt und zeigen, was die deutschen Seelen sehen wollen. Alles läuft auf den Führer zu und ihm nach, von ihm allein scheint alle Macht auszugehen. Deutschland erlebt den Triumph des Willens und zugleich unglaubliche und boshafte Verbrechen – an anders denkenden Kommunisten und Sozialdemokraten, an Minderheiten wie Sinti und Roma, an anders empfindenden Homosexuellen, an jüdischen Mitbürgern.

Auch gegenüber den Kirchen starten die Nationalsozialisten einen Vertrauensfeldzug, der zur Gründung einer „Glaubensbewegung Deutsche Christen“ führt, die bei den Kirchenwahlen 1933 eine überwältigende Mehrheit erringt.

Zwar hat die Hitlerpartei die Mehrheit bei freien Wahlen nicht selbst erreicht, aber die Zustimmung zu ihrer Politik wächst und wächst, jedenfalls zeigen das die verschiedenen Volksabstimmungen der nächsten Jahre und statistische Erhebungen der Gestapo. Als Hitler den Krieg 1939 anzettelt, sind die Deutschen nicht begeistert, aber sie ziehen gehorsam in den Krieg. Als Polen, Dänemark, Norwegen und Frankreich im Blitzkrieg besiegt werden, toben die Menschen vor Glück wie im Rausch.

Als die Städte in Trümmer versinken, machen alle weiter, Soldaten, Arbeiter, Angestellte, Wissenschaftler kämpfen für den Endsieg. Erschreckend wenige verweigern sich, darunter kaum Christen. Immerhin finden wir unter den Offizieren des 20. Juli doch einige, die ihre Verantwortung vor Gott höher bewerten als einen Eid gegenüber einem Staatsoberhaupt. Noch in den letzten Tagen des Krieges gibt es kaum Abtrünnige, die wenigen Verweigerer werden sofort hingerichtet – niemand wagt zu protestieren. Ein Alptraum senkt sich über Deutschland, das besetzt und zerschlagen wird.

Nur ganz wenige setzen sich von Hitler und seinen Anhängern ab. Darunter scheint Dietrich Bonhoeffer (1906-1945) heute auch international der berühmteste. Aus großbürgerlichem Hause schlägt er eine theologische Karriere ein. Anders als viele andere hat er internationale Kontakte, studiert in Rom und den USA, macht ein Auslandsvikariat in Barcelona, wirkt als Auslandspfarrer in London und dann als Studentenpfarrer und in einem Arbeiterviertel in Berlin.

Am Kirchenkampf nimmt er von Anfang an teil, kämpft gegen Judendiskriminierung in Kirche und Staat. Für die Bekennende Kirche wirkt er in einem Predigerseminar mit, erkundet mit seinen Studenten neu das „Gemeinsame Leben“ und die „Nachfolge“. Schließlich entscheidet

er sich zum aktiven Widerstand, indem er an der Rettung von Juden ins Ausland und die Erkundung von Friedensmöglichkeiten im Kriege mitwirkt. Aus der Haft überliefert ein Freund schließlich seine Aufzeichnungen „Widerstand und Ergebung“.

In der Stunde Null beginnt für viele ein Neubeginn. Die meisten Deutschen arrangieren sich schnell mit den jeweiligen Siegern. Im Osten kämpft man für den Sozialismus, im Westen entwickelt man die freiheitlich demokratische Grundordnung und setzt auf Individualisierung durch Konsum. Nach Trennung durch Krieg, Flucht und Bombenterror steht die Familie hoch im Kurs. Es dauert fast eine Generation, bevor sich 1968 eine junge Generation mit der Schuld der Väter und Mütter auseinandersetzt und gegen den „Muff unter den Talaren“ ankämpft.

Jugendliche protestieren gegen das Establishment, erobern die Straße für Demonstrationen aller Art und suchen mit neuen Wohn- und Lebensformen die bürgerliche Familie zu überwinden und dem Individualismus entgegenzuwirken. Aber vielleicht feierten sie auch in den Wohngemeinschaften den Individualismus auf eigene Weise? Während Gewerkschaften, Parteien und Kirchen an Bedeutung für die Menschen verlieren, entstehen nach 1968 zahlreiche Bürgerrechtsgruppen im Osten wie im Westen, die den Regierungen das Leben schwer machen. In der DDR führen diese Gruppen einen Systemwechsel herbei, in der Bundesrepublik sind sie so etwas wie das Gewürz der Nichtanpassung.